

ELMAR GRUBER

Priestersein heute

Vermutlich gibt es wenige Menschen, bei denen Glaube, Beruf und Lebensform so eng zusammenhängen wie bei den katholischen Priestern. So wichtig für die Tragfähigkeit eines solchen Lebenskonzeptes die natürlichen Voraussetzungen und erwerbbaaren Kompetenzen sind, so grundlegend bleibt auch, ob und wie ein solches Leben spirituell verstanden und gelebt wird. Perspektiven dafür zeigt ein langjähriger Priesterseelsorger in der Erzdiözese München und Freising auf. (Redaktion)

1. Der priesterliche Mensch

Wir leben in einer Zeit, in der sich in unserer Region die Struktur der Kirche stark verändert. Man kann diesen Wandel vielleicht so beschreiben: Vom Gemeindepriester zur priesterlichen Gemeinde. Viele Aufgaben, die früher nur vom Priester wahrgenommen wurden, werden heute von Laien ausgeführt. Krankenseelsorge, Religionsunterricht, Hinführung zu den Sakramenten, eine lebensnahe Erschließung der Bibel und ihrer Symbolkraft sowie viele andere Dienste in der Verkündigung und in der Gemeindefarbeit sind ohne Laien gar nicht mehr denkbar. Vielerorts wirken Laien priesterlicher als der Priester selbst, vor allem wenn er die Freude an seinem Beruf verloren hat.

Was ist das wesentlich Priesterliche? Man kann es von außen her, vom Amt und von der Institution her bestimmen. Aber diese Bestimmung trifft noch nicht ins Zentrum. Das Wesentliche bestimmt sich von Christus her; sein Geist ist priesterlicher Geist. Das letzte Dokument der römischen Klerus-Kongregation mit dem Titel „Der Priester, Lehrer des Wortes, Spender der Sakramente und Leiter der Gemeinde im

Blick auf das dritte christliche Jahrtausend“ nennt Aufgaben und Qualifikationen, von denen die meisten auch für Laien – Frauen und Männer – im kirchlichen Dienst zutreffend sind. Nicht nur der Priester soll ein „wortgewaltiger Prediger sein“, „Intellekt und Herz haben“, „dialogfähig sein“, „sowie seinen Dienst in Würde verrichten“. Die Priesterlichkeit, an Jesus gemessen, erweist sich im „gehorsamen“ Dienst Gott und den Menschen gegenüber. Gott „gehorsam“ sein heißt: auf Gott hören, seinen Willen im Gewissen erkennen und selbstverantwortlich die Konsequenzen ziehen. Den Menschen „gehorsam“ sein heißt: auf die Menschen hören, ihre Not erkennen und ihnen durch die frohe Botschaft und die damit verbundenen menschlichen Dienste Mut, Kraft und Freude bringen.

Gott braucht Menschen, die sich ihm „opfern“, das heißt die sich dazu hergeben und dafür hingeben, seine erbarmende Liebe zu zeigen und zu bezeugen. Die Menschen brauchen Menschen, die ihnen die Liebe Gottes glaubwürdig und erlebbar nahe bringen. Gott braucht Boten seiner Liebe, und die Menschen brauchen die Boten seiner Liebe. Das Priesterliche, an Jesus

gemessen, ist etwas anderes als im Heidentum und zum Teil im Alten Testament.

Jesus muss nicht einen erzürnten Gott besänftigen und versöhnen; im Gegenteil – er muss die Versöhnung Gottes den Menschen nahe bringen, damit sie versöhnlich werden. Der „Dienst der Versöhnung“ ist wohl der wichtigste priesterliche Dienst nicht nur im sakramentalen Bereich, sondern überhaupt. Das Priesterliche in den Augen Jesu wird konkret deutlich in der Aussendung seiner Jünger. Alle, die sich zu den Jüngern Jesu zählen – ob als Mann oder als Frau – haben den Auftrag, die Menschen froh zu machen: froh machen durch die Befreiung von einem angsterzeugenden Gottesbild; froh machen durch das Zeugnis für den allbarmherzigen Gott; froh machen durch die Hinführung und die Feier der heiligen Zeichen und Symbole (Sakramente). Sie haben ferner den Auftrag, die Menschen zu heilen an Leib und Seele durch die heilende Kraft des Glaubens, die von Ängsten und Zwängen befreit und Kraft gibt in Krankheit und Leid.

Schließlich haben sie den Auftrag, „Tote zu erwecken“, das heißt bewusst zu machen, dass die Toten leben, dass die Todestrennung nur Trennung vom Körper bedeutet, und dass wir durch unser Gebet, wenn auch in mühsamer Trauerarbeit, eine Beziehung über das Grab hinaus aufbauen können. Eine besondere Bedeutung haben dabei unsere Toten- und Osterfeiern.

Der allgemein-priesterliche Dienst lebt aus der Kraft der Freude, die aus dem Glauben, unverlierbar geliebt zu sein, entspringt. An Gott Freude haben – mit Gott Freude machen; dabei sein dürfen, wenn Gott wirkt – davon leben alle, die, mit verschiedenen Aufgaben betraut, Gott verkünden. Der Beitrag, den jede und jeder selbst zu leisten hat,

ist das Bemühen um eine innige Christusbeziehung durch Beten, Fasten, Feiern, Gutes tun, ferner das Bemühen um eine gute Ausbildung der für den Beruf geschenkten Fähigkeiten und besonderen Charismen.

2. Das „Amtscharisma“

Es muss uns klar sein, dass das Amt und die Ämter in der Kirche nur im Hinblick auf Gemeinschaft und Gemeinde einen Sinn haben. Die spirituelle Voraussetzung für ein Amt schließt all das mit ein, was über den „priesterlichen Menschen“ gesagt wurde. Darüber hinaus fasst Jesus selbst zusammen, was die spirituelle Voraussetzung für ein Amt in der Kirche ausmacht: „Wer groß sein will, soll euer aller Diener sein“; „... liebst du mich *mehr* als diese“; „könnt ihr den *Kelch trinken ...*“; „... der nehme *sein* Kreuz auf sich ...“ Überdurchschnittliche Christusliebe, Demut, Geduld und Identität (Selbstständigkeit) sind die spirituelle Voraussetzung für das Amt. „Patientia“ = Geduld, Leidensfähigkeit, das heißt leiden können, ohne frustriert zu sein: sich leiden können, die Menschen und die Kirche leiden können – Gott leiden können! *Sein Kreuz* täglich auf sich nehmen: Ich darf mein Ich nicht „auslagern“ und mich abhängig machen von Menschen, von Gruppen oder von Ideologien. Ich muss bei mir selbst, in meiner ganz persönlichen, letztlich in sich selbst stehenden Gottesbeziehung „daheim“ sein.

Zu den spirituellen Voraussetzungen kommen die natürlichen Voraussetzungen: das natürliche Leitungsscharisma. Ein Unmusikalischer kann „bei bestem Willen“ kein Dirigent werden. Leiten ist heute viel schwieriger als in früheren Zeiten. Früher bestand das

„Leiten“ vorwiegend in der Durchsetzung von Ordnungen und Verordnungen. Heute muss ein Leiter vor allem „einen“. Er muss die „priesterlichen Menschen“ seines Bezirks *sammeln* und entsprechend ihren Charismen und besonderen Fähigkeiten zum Einsatz bringen. Dabei muss er neidlos und dankbar anerkennen, dass er Mitarbeiter/innen hat, die mehr können und in mancher Hinsicht begabter sind als er. Er braucht eine hohe Frustrationstoleranz, um mit seinen Gegnern liebevoll umzugehen. Er muss immer wieder versuchen, alle Strömungen und alle Gruppen seines Bezirkes an einen Tisch zu bringen. Ein Priester hat immer seinen „Fan-Club“ und seine Gegnerschaft; er darf sich von keiner Seite Vereinnahmungen lassen. Er muss seiner Gemeinde das Gefühl geben, dass er gerne da ist und dass er sich in ihr daheim fühlt. Es wäre noch Vieles in dieser Weise anzuführen. Am Ende fragt man sich nur: Woher soll ein Priester dies alles haben? Er ist nicht der liebe Gott. Und wenn sich ein Priester „aufspielt“ wie der liebe Gott, ist das auch nicht gut.

Hier kommt die Priesterlichkeit der Gemeinde ganz wesentlich ins Spiel, die ihren Priester nicht überfordert, und die ihm beisteht in seinen Leitungsaufgaben. Die Kraft, die Menschen so zu lieben, wie sie sind, kommt jedoch immer aus der Christusliebe und aus dem Glauben an das grenzenlose Geliebtsein aller Menschen von Gott. Dies stellt aber nicht die Notwendigkeit der natürlichen Voraussetzungen in Frage. Der Berufene lebt letztlich gewiss vom Vertrauen auf die Treue seines Herrn. Aber Gott beruft nicht an den natürlichen Begabungen vorbei, sondern durch sie hindurch. Ein Unmusikalischer ist nicht berufen zum Dirigenten. Jeder Mensch wird seelisch

und körperlich krank, wenn er immer etwas tun muss oder tun will, was er nicht kann.

Mit jedem Amt sind Befugnisse verbunden: die „Amtsgewalt“. Hierin kann man das Priesteramt mit einem politischen Amt vergleichen. Die Ausübung der Gewalt muss immer dem Gemeinwohl dienen. Das „Gemeinwohl“ in der Kirche beruht auf der Verwirklichung der allbarmherzigen Macht der Liebe. Die Ausübung eines Amtes muss Freude machen; ohne Freude kann man kein Amt segensreich ausüben. Die Freude bei der kirchlichen Amtsausübung beruht spirituell auf der Verwirklichung der Liebe Gottes und natürlicherweise auf der Verwirklichung des Leitungscharmas. Ein Trompeter freut sich, wenn er spielen darf. Beim Spielen darf er sein Können erleben. Aber primär beruht seine Freude auf der Liebe zum Trompetenklang und auf der Begeisterung dafür. Er liebt auch sein Instrument, das er hegt und pflegt. Aber auch diese Liebe und Freude kommt aus der Begeisterung für den Trompetenklang, nicht aus der Begeisterung für das Messingblech.

Begeisterte und begeisternde Amtsausübung ist die Frucht einer tiefen persönlichen Gottesbeziehung. Alles Institutionelle ist letztlich nur Instrument, Medium, „Verpackung“. Hierin liegen große Gefahren und Versuchungen: Die Versuchung, die Institution und das Institutionelle zu vergötzen und absolut zu setzen; die Versuchung, egoistische Macht und Gewaltbedürfnisse oft ganz unbewusst in die Amtsausübung einfließen zu lassen. So kommt es leider nicht selten vor, dass Menschen andere mit Gott quälen („Pastoralsadismus“). Es ist schrecklich, wenn ein Priester seinen Zorn als „heiligen Zorn“ versteht, weil er Pries-

ter ist. Ein Priester braucht Menschen, die ihm helfen, die vielfältigen Gefahren des Selbstbetrugs, die mit diesem Amt gegeben sind, so gut wie möglich zu bestehen. Er braucht viel „Gehorsam“, das heißt die Bereitschaft, zu horchen und zu hören auf alle Menschen, auch auf die, die einem „dreinreden“.

Für einen Priester ist es schwer, Gott zu leiden. Denn Gott mutet mir oft viel zu, was ich nicht verstehen kann. Gott braucht mich als Priester; er lässt mich aber immer wieder wissen, dass er auf mich überhaupt nicht angewiesen ist. Er teilt seine Gnaden aus auch ohne mich und ohne die offiziellen Sakramente. Sein Erbarmen wird durch einen guten Therapeuten manchmal mehr spürbar als durch einen Priester. Gott erlaubt sich sogar, außerhalb der institutionellen Kirche auch in anderen Religionen seine allerbarmende Liebe zu verschenken. Darum ist der Glaube an die absolute Liebe der Punkt, über den alle Religionen mitsammen ins Gespräch kommen könnten – wenn ich es zulasse. Als Priester habe ich mit meinem Gott schon ganz besondere Schwierigkeiten: Ich muss ihm immer wieder „erlauben“, dass er Gott ist – nicht ich.

Inwiefern ist die Priesterweihe aber nun eine Befähigung? Der Priester wird „offiziell“ beauftragt, „offiziell“ für die Gemeinde zu wirken durch die Ausübung seines Amtes. Einen ähnlichen Vorgang haben wir in nichtsakramentaler Form bei der Verleihung der Missio. Die Priesterweihe ersetzt oder erzeugt aber in keinem Fall die Charismen, die für das Amt notwendig sind. Sie ersetzt sie nicht; sie setzt sie voraus und bestätigt sie. – Sakramente bewirken nicht, dass Gott etwas tut; sie bewirken, dass das, was Gott tut, und was Gott immer tut – auch außerhalb

der Sakramente – sichtbar und erfahrbar wird.

Was meint die Aussage, der Priester handle „in persona Christi“? Ist er „Stellvertreter Gottes“? Jeder Mensch, der die Liebe Gottes verkündet, handelt „in persona Christi“ und als eine Art „Stellvertreter Gottes“. „Gott hat keine anderen Hände als die deinen“ – alle liebenden Menschenhände sind „Hände Gottes“. Die Priesterweihe (Handauflegung) bestätigt das, aber erzeugt es nicht.

Wenn all das, was Priester sagen, schlicht „Wort Gottes“ wäre! Wenn Gott nicht durch jeden Menschen sprechen könnte ...! Gerade der Priester hat deutlich zu machen, dass er *nicht* der eigentliche Leiter der Gemeinde ist. Für Christus, das „Haupt der Kirche“, gibt es im strengen Sinn des Wortes keinen Stellvertreter. Viele Priester hätten es leichter mit sich selbst und mit den anderen Menschen, würden sie sich nicht so wichtig nehmen.

„Persona“ ist ein Wort aus der Theatersprache: Rolle, Maske. Wenn man die Feier der Liturgie als „heiliges Spiel“, als „heiliges Theater“ versteht, in dem das Wirken Gottes „auf die Bühne“ gebracht und schaubar und erlebbar gemacht wird, dann kann man den Priester in der Funktion des Liturgen als Rollenspieler verstehen, der – so gut er kann – die Jesusrolle spielt im Vollzug der heiligen Feier.

3. Lebensformen: Zölibat und Ehe

In der lateinischen Kirche der Gegenwart ist das Priesteramt an die Lebensform des Zölibates gebunden. Wenn einer Priester werden will, muss er sich fragen, ob er die nötigen Charismen bei sich feststellt, ob der Zölibat seine Lebensform sein beziehungsweise werden kann. Auf alle Fälle ist es

für jeden Menschen zunächst notwendig zu lernen, seine Sexualität anzunehmen, damit die ihr innewohnenden kreativen Kräfte zur Auswirkung kommen. Die Annahme der Sexualität wird behindert und verhindert sowohl durch Verdrängung als auch durch Vergötzung. *Jeder* Mensch braucht aber in allen Lebensbereichen auch die Kraft des Verzichtes, des Nicht-haben-müssens, um frei zu bleiben und nicht in die Sklaverei der Konsumzwänge zu geraten.

Das Leben hat und braucht Strukturen und Formen, ohne die es nicht gelingen kann. Zwei Hauptformen des Lebens sind Ehe und Zölibat. Irgendwann muss ich mich für eine Form entscheiden, auch wenn ich keine Garantie habe, dass sie gelingt und dass alles so kommt, wie ich es mir vorstelle. Die Lebensform kann erst dann die meine werden, wenn ich mich klar dafür entscheide. Auf halb gestellten Weichen entgleist jeder Zug – sowohl in der Ehe als auch im Zölibat. Wenn ich versuche, eine klare Entscheidung durchzuhalten, dann stellt es sich ebenso klar heraus, wenn die gewählte Form nicht die meine ist. Und diese Klarheit ist nötig, falls ich in einer neuen, klaren Entscheidung meines Gewissens den Zölibat verlasse. Das Weggehen aus Zölibat oder Orden ist kein Weggehen von Gott oder von Christus, wenn es auf der klaren Entscheidung des gläubigen Gewissens beruht. In solchen Entscheidungen bin ich im Letzten ganz allein mit mir selbst und mit Gott. So paradox es klingen mag: Ein solches Weggehen geschieht in der Kraft des Glaubens, auch wenn es nicht mehr vom Buchstaben des Gesetzes abgedeckt und von der Institution abgesegnet werden kann. Geschieht aber ein solches Weggehen in der Kraft des Glaubens, dann erübrigen sich alle

hässlichen Ausbrüche und Szenen, auch wenn sie zunächst ganz verständlich und „normal“ sind. Es handelt sich hierbei immer um Ablösungen. Und diese sind das Schwerste im Leben. Wenn einer im Glauben weggeht, braucht er auch nie zu versuchen, irgendetwas ungeschehen machen zu wollen. Auch die „falschen Entscheidungen“ sind von meinem Lebensweg her betrachtet „richtig“, weil sie integrierend zu meinem Lebensweg gehören. Durch den Glauben werden auch die „krummen Touren“ meines Lebens zum geraden Weg.

Jede Lebensform – ob Ehe oder Zölibat – wird immer wieder Prüfungen ausgesetzt. Solche Prüfungen sind Herausforderungen, die mich zu tieferen Einsichten und neuen Erkenntnissen führen. Entscheidungen müssen immer wieder neu und vertiefter eingeholt werden, damit sie bestimmend bleiben im Leben (vgl. die Taufe und die Tauferneuerung an jedem Ostersfest). Die „Lebensübergabe an Christus“, die jeder Entscheidung für eine christliche Ehe oder für den Zölibat zu Grunde liegt, ist kein einmaliger Akt, sondern ein lebenslanger Prozess.

Die Reifungsprozesse in Ehe und Zölibat laufen im Grunde auf dasselbe Ziel hinaus: auf das Nicht-mehr-alles-haben-müssen. Das Alleinsein wird zum All-eins-sein. Das ist das „Hundertfache“, das dem Jesusjünger – ob verheiratet oder zölibatär – verheißen ist: Alle Blumen sind meine Blumen, nicht nur die in meinem Garten. Alle Rosen sind meine Rosen, nicht nur die unter meinem Glassturz (in Anlehnung an den „Kleinen Prinzen“ von St. Exùpery). Schlimm wird es nur, wenn sich jemand – vielleicht erpresst von Schuldgefühlen – zu etwas verleiten lässt, das er im Grunde selber gar nicht will. Darum ist in solchen Prü-

fungen und Konflikten der Beistand eines gläubigen und erfahrenen Lebensberaters immer hilfreich.

Zum Schluss sei noch auf eine Erscheinung in unserer Zeit aufmerksam gemacht. Es entstehen heute viele spirituelle Gruppen und geistliche Gemeinschaften, in denen sehr viel Gutes geschieht und viel Initiative und Begeisterung freigesetzt wird. Vor allem jüngere Priester und Priesterstudenten finden in solchen Gruppen Zuflucht, Heimat und Geborgenheit. Sind das die neuen Aufbrüche in der Kirche? Das Erscheinungsbild von Mitgliedern mancher Gruppen lässt einige Fragen aufkommen: Leben diese Gruppen durch die Identität ihrer Mitglieder (wie die alten Seelsorge-Orden) oder auf Kosten ihrer Identität? Wird die Identität der Mitglieder durch die Gruppe gestärkt oder von der Gruppe, dem Gruppen-Ich oder der Gruppen-Ideologie vereinnahmt? Werden die Gruppenmitglieder allen Menschen gegenüber offener oder verschlossener, ausschließlicher? Manche „alten“ Gemeindemitglieder spüren es, wenn ihr

Pfarrer woanders beheimatet ist und nicht „da“ ist. „Unser Pfarrer ist sehr freundlich und gut, aber irgendwo mag er uns doch nicht; er bevorzugt immer andere; er holt sich seine Leute von anderen Pfarreien; seine Predigten sind gut, aber man hat den Eindruck, er sagt Vorgesagtes, Eingelerntes; es ist nicht das Seine, was er sagt ...“

Ein Mensch, besonders ein Priester, soll eine Persönlichkeit sein mit eigener Identität. Primär muss ich bei mir selbst und bei Gott daheim sein. Dann kann ich überall, wo ich bin, *da* sein und daheim sein. Die Gruppe *und* die Pfarrei wird dann zum Ort echter Selbstverwirklichung. Die Pfarrei hat dann nicht mehr das Gefühl, dass sie abgefertigt wird und die eigentliche Liebe des Pfarrers anderen gehört. Es ist eine Frage der Unterscheidung der Geister: Wirkt eine Gruppe vereinnahmend oder aufbauend, spaltend oder einend? Der Geist einer Gruppe wird auch daran sichtbar, wie sie mit den Ausgetretenen („Abtrünnigen“) umgeht, die in der Gruppe keine Heimat finden konnten.